

Würdigung

Laudatio auf Annette Pehnt

Vladimir Nabokov hatte gerade die ersten Kapitel seines Romans *Invitation of a Bearded Man*, ohne den jeder, der ihn gelesen hat, nicht mehr sein will, im *New Yorker* veröffentlicht, als er im Fahrstuhl auf jenen Kollegen traf, der das Vorbild für den Protagonisten abgegeben haben soll – er konnte sich nicht nur geschmeichelt fühlen. Im Fahrstuhl nun, so wird berichtet, seufzte dieser Kollege schwer und unterließ die vorschnelle Gleichsetzung von Fiktion und Realität mit dem großzügigen und – im wörtlichen Sinn – wahren Satz: „Ve arre all Pnins!“

Daran schließe ich an, wenn ich über den Helden, ja, es ist ein Held, in Annette Pehnts literarischem Debüt sage: Ich kenne Dorst. Ich traf ihn zum ersten Mal in einem Romanentwurf, seitdem begegnet er mir immer wieder.

Was wissen wir von ihm? Zu wenig? Das Falsche? Genug? Alles?

Als Kind sagte er die Wahrheit. Eine Zeitlang zumindest. Auf die Frage, ob er seine Omi denn lieb habe, antwortet er: „Nein, nicht so doll.“ In der Schule macht er sich wenig Freunde. Eines Tages kommt ein Brief, in dem steht: „Ihr Kind ist taktlos und hat wenig Gefühl für andere.“ Dorst schließt daraus, daß niemand die Wahrheit mag, und wird von da an wortkarg, einsilbig.

Ist das richtig geschlossen? Für einen Moment vielleicht, einen kurzen. Denn nur wenig später ahnt Dorst bereits, daß Wahrheit nicht nur wahr, sondern auch grausam, sogar falsch sein kann, den außermoralischen Sinn moralischer Begriffe.

Als er sieben ist, so erfahren wir, hungert sich sein Vater zu Tode. Blaß und starr richtet er sich im Gästezimmer ein. Die verzweifelten Versuche des Kindes, in die dröhnende Stille, die den Sterbenden umgibt, vorzudringen, prallen an den Worten ab: „Ich sag dir nur die Wahrheit, das muß ein großer Junge schon ertragen können.“ Dorst wehrt sich, so gut er kann. „Du bist faul“, schleudert er dem Vater entgegen, legt Opfergaben an den Geheimplatz hinter der Alutonne, saure Stäbchen, ein Wunderei, ein Playmobil-Pferd ohne Sattel, und als das alles nichts nützt, sagt er klar, deutlich in den Himmel hinein: „Mach, daß Vati weg ist.“ Und setzt erschrocken nach: „Ich meine, aus dem Gästezimmer weg.“

Um solche Szenen gestalten zu können, muß man viel wissen, beobachtet, erfahren haben. Und dann fast alles Wissen, Beobachtete, Erfahrene wieder beiseite schieben. In der äußersten Verknappung öffnet sich dieser Roman zur Welt. Sie wäre nicht vollständig ohne Glück.

Das Glück ist dick, wohnt in England und heißt Tante Lollo. Ihr Kopf wackelt wie ein fröhlicher Kürbis, ihre Kleider erinnern an Zelte, sie kennt Geschichten von Graslöwen (inzwischen leider ausgestorben), sitzt neben Dorst, wenn er in der Küche Sandlandschaften baut und schüttet jeden Morgen Schokostreusel auf seinen Toast. Er liebt sie, wie Kinder den Zirkus lieben.

Zwischen diesen Polen ist seine Kindheit aufgespannt.

Wir halten viel auf unsere Entwicklung. Wir lernen Ausdrucksformen, um mit dem, was uns überwältigt, umzugehen (was für ein Wort!), sei es nun Schmerz oder Glück, wir finden Gesten, Worte, Rituale, die sich über den brodelnden Grund legen, zappeln nicht mehr, wie es Kinder oft tun. Dorst, das macht seinen Zauber aus, bewahrt sich Anfänge, die ohne Mitteilung sind.

In der ersten gemeinsamen Nacht mit Elnor schläft er nur kurz. Dann wacht er auf, seine Kehle ist eng und rau, sein Nacken naßgeschwitzt, schon mattes Licht schmerzt in den Augen. „‘Ich bin krank‘, sagt er jämmerlich.“ Sie steckt ihn wieder ins Bett, dort bleibt er auch, viel länger als er möchte – oder doch nicht? –, jedenfalls bringt er dieses Mal seinen liebsten Satz nicht an, nämlich: „Ich muß los.“

Los muß er oft, dann, wenn es gemütlich wird, und bei Elnor ist es immer gemütlich. Behaglich hockt sie auf ihrem Sofa, stundenlang, Tee, Bücher, alles, was sie braucht, in Reichweite. So will Dorst nicht zur Ruhe kommen. Klarer Fall, Angst vor Bindung, Verantwortung, höre ich da den Experten für

Psychologie. Mag sein. Auch. Andererseits: Macht nicht das Unvermögen, in der Nähe zu verharren, Annäherung erst möglich?

Kennengelernt haben sie sich bei „Stadtführungen der anderen Art“. So steht es auf der Pappe, mit der er sich in die Seitenstraße neben dem Touristikbüro stellt. Irgendwann hat er seine Gruppe beisammen, denkt kurz nach und erfindet dann die wundersamsten Gründungslegenden seiner Stadt (sie verdankt ihren Reichtum den zarten Gebirgsferkeln), erklärt, warum die meisten Autos auf dem Parkplatz rückwärts eingeparkt sind, plazierte Tante Lollo auf dem Balkon eines alten Kontorhauses; einige machen sich Notizen, knipsen. Irgendwann ist Elnor da. Und sie führt er durch die Topographie seiner Geschichte, zu seinen Lieblingsplätzen und Schlupfwinkeln, zum Honigladen und zum Pilztunnel.

Eine der schönsten Geschichten, die er Elnor erzählen kann, ist in die Fahrradtour mit seinem Freund eingebettet. Mitten im Weizen standen plötzlich zwei Sonnen, zuerst ein heller Kreis mit unscharfen Rändern, dann hing ein zweiter Kreis, ebenso rund und dunstig, daneben. Ein Wunder, sagt Dorst. Vielleicht ein Zeichen, sagt Gregor. Wer ist Gregor, sagt Elnor. So verfehlen sich die beiden, so treffen sich die beiden.

Daß dieses Ineinander von Treffen und Verfehlen nie ganz aufzuheben ist, nicht mit der größten Liebe, nicht mit allen Erfahrungen, die man gemacht hat, und dem Wunsch, gerade die schmerzhaften nicht weiterzugeben, zeigt sich, als Dorst seinem Spiegel begegnet, Ruben heißt er und ist fünf Jahre alt. Allein sitzt er im Sandkasten, weil er draußen spielen muß, Leli, seine Freundin, aber nicht raus darf, Jan Flöte hat, und Caro ohnehin nie will. In Dorst findet er den Freund, den er sich gewünscht hat, voller Phantasie wie er selbst. Er wartet auf ihn, jeden Tag, will überallhin mitgehen, zum See, in die Stadt, bis Dorst eines Tages sagt: „Ich kann doch nicht dauernd mit Babys spielen. Warum, sagte Ruben, und dann verstand er und wurde still. Seine Schultern wurden steif. Er stand im Sand und schien zu horchen, dann drehte er sich um und ging.“

Jahre später kommt es zwischen Elnor und Dorst zum Bruch, weil sie ihn zu einer Stadtführung zwingen will, die Ruben nicht gefallen hätte.

Die Themen, Motive ziehen wie Wellen durch diesen Roman, treten an entlegenen Orten an die Oberfläche, schlagen als ferne Erinnerung wieder zurück. Offen ist er, durchlässig – das hat mit der äußersten Verdichtung dieser Prosa zu tun, mit der schwebenden Struktur, die den Geschichten Raum läßt, sich fortzuspinnen, bis in dünnste Verästelungen hinein, und mit dem Vertrauen in die Sprache.

Wir haben hier ein Buch voller kleiner Wunder. Was wird ihm folgen? Handelt es sich bei diesem Roman um ein „Projekt“ (ja, das hört man immer wieder), das dann durch ein anderes abgelöst wird, etwa durch eine Werbekampagne in einer Agentur, durch Arbeiten für Film und Fernsehen (Biographien nehmen ja die erstaunlichsten Kurven), oder könnten wir hier den Anfang eines Werkes sehen, auf das wir uns freuen wollen? Anders gefragt: Worin unterscheidet sich jemand, der auch mal eben schnell ein Buch machen wollte, von einem Autor? Die Antwort ist schlicht: durch die Haltung. Ich habe Annette Pehnt während der Arbeit an ihrem Roman kennengelernt. Zu diesem Zeitpunkt gab es kaum mehr als ein Exposé und zehn Seiten Text. Und jede Zeile auf diesen zehn Seiten verteidigte sie, als hinge ihre gesamte Existenz davon ab. Das ist kein Plädoyer für Starrsinn, im Gegenteil. Denn nur, wer entschieden etwas setzt, ist in der Lage zu korrigieren, nur wer eine Position einnimmt, kann sie verlassen. Daran zu glauben, daß sich ein Werk in der Auseinandersetzung härtet, ist mein Beruf.

Von vielen Stellen dieses Romans aus erreicht man sein Zentrum, so wie beim Kreis, der vollkommenen Form. Von einigen habe ich heute erzählt. Aber daneben, dazwischen stehen noch viele andere Szenen und Figuren, farbig, berührend, klug, manche traurig, alle voller Leben. Um sie kennenzulernen, müssen Sie das Buch aufschlagen und in ihm lesen. Sie sollten es tun.

Dr. Angelika Klammer